


Nr. 159. Bromberg, den 16. Juli 1929.

# Das Flaschenteufelchen.

Von Robert Stewenson.



(3. Fortsetzung.) 

Der junge Mann in der Britanniastraße fiel auf seine Knie und schrie:

„Um Gottes willen, kaufen Sie sie! Sie können mein ganzes Vermögen obendrein bekommen. Ich war wahnsinnig, als ich sie zu dem Preise kaufte. Ich hatte all mein Geld in meinem Geschäft aufs Spiel gesetzt und hatte fremdes Geld unterschlagen; ich wäre sonst verloren gewesen und hätte ins Gefängnis gehen müssen."

„Armes Geschöpf!" sagte Keawe. „Sie wagten Ihre Seele an ein so verzweifeltes Abenteuer, um der gerechten Strafe für Ihre Missetat zu entgehen; und Sie denken, ich könnte zögern, da ich es aus Liebe tue? Geben Sie mir die Flasche und Kleingeld heraus, das Sie, davon bin ich überzeugt, schon zur Hand haben. Hier ist ein Fünfcentstück."

Es war so, wie Keawe vermutet hatte: Der junge Mann hatte das Kleingeld in einer Schublade bereit liegen; die Flasche wechselte den Besitzer, und kaum hatten Keawes Finger den Flaschenhals umspannt, so hatte er den Wunsch ausgesprochen, wieder eine reine Haut zu haben. Und richtig — als er in sein Zimmer kam und sich vor einem Spiegel nackt auszog, da war sein Leib blank und rein, wie der eines neugeborenen Kindes. Und nun kam das Sonderbare. Kaum hatte er dieses Wunder gesehen, da änderte sich sein Sinn in ihm, und er machte sich garnichts mehr aus dem Chinesenübel und wenig genug aus Kokua, und hatte nur den einzigen Gedanken, daß er jetzt für Zeit und Ewigkeit dem Flaschenteufel verfallen sei und keine bessere Hoffnung habe, als ewiglich in den Flammen der Hölle zu brennen. In weiter Ferne sah er vor seines Geistes Augen die Flammen lodern, und seine Seele schauderte zurück, und Finsternis fiel auf das Licht.

Als Keawe ein wenig zu sich kam, bemerkte er, daß es Abend war, an dem die Musikbande im Gasthaus spielte. Dorthin ging er, weil er Angst hatte, allein zu sein; und dort lief er unter glücklichen Gesichtern hin und her und hörte die Melodien auf und ab schweben und sah Berger den Takt schlagen, und all die Weile hörte er die Flammen prasseln und sah das rote Feuer in der bodenlosen Höllentiefe brennen. Plötzlich spielte die Musik: „Hiki—ao—ao", das war ein Lied, das er mit Kokua gesungen hatte, und bei diesen Klängen kam ihm der Mut wieder, und er dachte:

„Es ist nun mal geschehen, und so will ich noch einmal mit dem Bösen auch das Gute hinnehmen."

Und so geschah es, daß er mit dem ersten Dampfer nach Hawai zurückfuhr, und sobald es geschehen konnte, wurde er mit Kokua vermählt und brachte sie nach dem blanken Hause am Berghang.

Nun war es so mit diesen beiden: Wenn sie beisammen waren, dann war Keawes Herz beruhigt; aber sobald er allein war, befiel ihn ein brütendes Grausen, und er hörte die Flammen prasseln und sah das rote Feuer in dem bodenlosen Höllenabgrund brennen. Das Mädchen hatte sich ihm ganz und gar zu eigen gegeben; das Herz hüpfte ihr in der Brust bei seinem Anblick, ihre Hand schlang sich in die seinige; und sie war so schön gestaltet von dem Haar auf ihrem Kopf bis zu den Nägeln ihrer Zehen, daß kein Mensch sie ohne Freude ansehen konnte. Sie war liebreich in ihrem Wesen. Stets wußte sie das gute Wort zu sagen. Voll von Gesang war sie, und ging hin und her in dem Blanken Hause, das schönste Ding in seinen drei Stockwerken, und schmetterte ihre Lieder wie die Vögel. Und Keawe sah und hörte sie mit Entzücken, und dann mußte er sich beiseite schleichen und weinen und stöhnen, wenn er an den Preis dachte, den er für sie bezahlt hatte; und dann mußte er seine Augen trocknen und sein Gesicht waschen und zu ihr gehen und mit ihr auf den breiten Balkonen sitzen, in ihre Lieder einstimmen, und, mit einem kranken Gemüt, auf ihre lächelnden Blicke antworten.

Es kam ein Tag, da begannen ihre Füße schwer und ihre Lieder seltener zu werden; und nun war es nicht Keawe allein, der abseits weinte, sondern jedes von ihnen beiden sonderte sich von dem andern ab, und sie saßen auf gegenüberliegenden Balkonen, die die ganze Breite des Blanken Hauses trennte. Keawe war so in seine Verzweiflung gesunken, daß er die Veränderung kaum bemerkte und nur froh darüber war, daß er mehr Stunden für sich hatte, um allein zu sitzen und über seinem Schicksal zu brüten, und daß er nicht so oft dazu verdammt war, mit einem kranken Herzen ein lächelndes Gesicht zu zeigen. Aber eines Tages, als er leise durch das Haus ging, da hörte er einen Ton wie von einem schluchzenden Kinde, und da lag Kokua mit dem Gesicht auf den Brettern des Balkons und weinte wie eine verlorene Seele.

„Du hast recht, daß du in diesem Hause weinst, Kokua", sagte er. „Und doch wollte ich den Kopf von meinem Leibe hergeben, damit du hättest glücklich sein können."

„Glücklich!" rief sie. „Keawe, als du allein in deinem Blanken Hause wohntest, da war dein Name sprichwörtlich auf der Insel für einen glücklichen Mann; Lachen und Singen waren in deinem Munde, und dein Antlitz war glänzend, wie der Sonnenaufgang. Dann heiratetest du die arme Kokua; und der liebe Gott weiß, was an ihr nicht recht ist — aber von dem Tage an hast du nicht mehr gelächelt. Oh, was fehlt mir? Ich dachte, ich sei hübsch, und ich wußte, daß ich ihn liebte. Was fehlt mir, daß ich diese Wolke über meinen Gatten bringe?!"

„Arme Kokua!" sagte er wieder. „Mein armes Kind — Boden neben sie und suchte ihre Hand zu erfassen; aber sie riß sie weg.

„Arme Kokua!" sagte er wieder. „Men armes Kind — mein hübsches! Und ich hatte alle diese Zeit gedacht, ich wollte dich schonen! Nun, so sollst du alles wissen; dann wirst du wenigstens Mitleid haben mit dem armen Keawe; dann wirst du begreifen, wie sehr er dich liebte in den vergangenen Tagen — daß er der Hölle trotzte, um dich zu be-

sitzen — und wie sehr er dich immer noch liebt, der arme Verdammte, daß er noch ein Lächeln auf sein Gesicht zwingen kann, wenn er dich erblickt."

Und so erzählte er ihr alles, vom allerersten Anfang an.

„Dies hast du um mich getan?" rief sie. „Oh — dann habe ich auch keinen Kummer mehr!"

Und sie umschlang ihn und weinte an seiner Brust.

„Ach, Kind!" sagte Keawe; „ich aber, wenn ich an das Höllenfeuer denke, ich habe recht viel Kummer!"

„Sprechen wir nicht davon!" sagte sie; „kein Mensch kann verloren sein, weil er Kokua liebte und sonst keinen anderen Fehl begangen hat. Ich sage dir, Keawe, ich werde dich retten, mit diesen meinen Händen, oder mit dir vereint untergehen. Was! Du liebtest mich und gabst deine Seele hin, und du denkst, ich will nicht sterben, um dafür dich zu retten?"

„Ach, Geliebte! Du möchtest hundertmal sterben — welchen Unterschied würde das machen?" rief er; „weiter nichts, als daß ich dann einsam wäre, bis die Zeit meiner Verdammnis käme!"

„Du weißt nichts!" sagte sie. „Ich wurde in einer Schule in Honolulu erzogen; ich bin kein gewöhnliches Mädchen. Und ich sage dir: ich werde meinen Geliebten retten. Was sagtest du da von einem Cent? Die ganze Welt ist doch nicht amerikanisch? In England haben sie ja ein Geldstück, das sie einen Farthing nennen — das ist ungefähr ein halber Cent. Aber o weh!" rief sie, „damit wird es ja kaum besser — denn der Käufer muß verloren und verdammt sein, und wir werden keinen Menschen finden, der so tapfer ist wie mein Keawe! Aber höre — da ist Frankreich! Da haben sie eine kleine Münze, die sie einen Centime nennen und von denen gehen fünf auf einen Cent, oder so ungefähr. Besser könnte es uns nicht passen. Komm, Keawe — laß uns nach den französischen Inseln gehen; laß uns nach Tahiti gehen, so schnell uns Schiffe befördern können. Dort haben wir vier Centimes, drei Centimes, einen Centime; viermal also ist ein Verkauf und Kauf möglich; und wir sind zwei, den Handel zu betreiben. Komm, mein Keawe! Küsse mich und jage die Sorgen weg! Kokua wird dich beschützen."

„Gottesgabe!" rief er. „Ich kann nicht glauben, daß Gott mich dafür bestrafen will, daß ich etwas so Gutes begehrt habe! Sei es also, wie du willst; bringe mich, wohin es dir beliebt: ich lege mein Leben und mein Seelenheil in deine Hände."

In aller Frühe am nächsten Morgen war Kokua schon beim Packen. Sie nahm Keawes Kiste, die er als Matrose benutzt hatte; und zuerst legte sie die Flasche in eine Ecke; und dann packte sie ihre reichsten Kleider ein und die besten Schmucksachen, die sie zu Hause hatten. „Denn", sagte sie, „wir müssen wie reiche Leute aussehen — wer würde sonst an die Flasche glauben?"

Und während der ganzen Zeit, daß sie packte, war sie so lustig wie ein Vogel; nur wenn sie Keawe ansah, dann stürzten ihr die Tränen in die Augen, und sie mußte hinlaufen und ihn küssen. Keawe aber, der war eine Last von seiner Seele los; jetzt, da er sein Geheimnis mit einem anderen Menschen teilte und einige Hoffnung vor sich sah, da schien er ein neuer Mensch geworden zu sein; seine Füße traten leicht auf die Erde, und das Atmen war ihm wieder eine Wonne. Aber immer noch lauerte Grauen an seinen Ellbogen; und immer und immer wieder, wie der Wind eine Kerze ausbläst, starb in ihm die Hoffnung, und er sah die Flammen züngeln und die rote Glut in der Hölle brennen.

Sie verbreiteten in der Gegend die Rede, daß sie eine Vergnügungsreise nach den Staaten machten; das kam den Leuten sonderbar vor, und war doch nicht so sonderbar wie die Wahrheit, wenn einer hätte die erraten können! So fuhren sie denn nach Honolulu mit der „Hall" und von da auf der „Umatilla" nach San Francisco mit einem Haufen von weißen Leuten, und in San Francisco nahmen sie Überfahrt auf der Postbrigantine „Tropic Bird" nach Papeete, dem Hauptort der Franzosen in den Südsee-Inseln. Dort kamen sie nach einer angenehmen Reise an einem Schoner, der auf der Rede lag, und den weißen Häusern schönen Tage an und sahen das Riff mit der schäumenden Brandung, und Motuiti mit seinen Palmen, und den der Stadt unten am Strande entlang unter grünen Bäumen, und in der Höhe die Berge und die Wolken von Tahiti, der Insel der Weißen.

Und die Leute sagten ihnen, das weiseste sei, ein Haus zu mieten. Das taten sie auch und nahmen eins gegenüber dem britischen Konsulat, und gaben auf protzige Weise viel Geld aus und taten sich hervor mit schönen Wagen und Pferden. Dies konnten sie sich leisten, solange sie die Flasche in ihrem Besitz hatten. Denn Kokua war kühner als Keawe und verlangte, so oft sie Lust hatte, von dem Teufelchen zwanzig oder auch hundert Dollars. So wurden sie denn bald in der Stadt viel bemerkt; und die Fremden von Hawai, ihr Reiten und ihr Fahren, Kokuas schöne Holokus und kostbare Spitzen, wurden das Stadtgespräch.

Mit der Sprache von Tahiti wurden sie nach dem allerersten Anfang ganz gut fertig; sie ähnelt in der Tat dem Hawaischen, nur daß gewisse Buchstaben anders sind; und sobald sie sich einigermaßen gewandt ausdrücken konnten, begannen sie sich um den Verkauf der Flasche zu bemühen. Nun muß man bedenken, daß das nicht so leicht zu machen war; es war nicht so einfach, Leute dahin zu bringen, daß sie es für ernst hielten, wenn man sich erbot, für vier Centimes ihnen die Quelle von Wohlergehen und unerschöpflichem Reichtum zu verkaufen. Außerdem war es notwendig, die Gefahren der Flasche deutlich zu nennen. So kam es denn, daß einige überhaupt nicht an die ganze Geschichte glaubten und sie auslachten, andere aber um so mehr an die dunklere Seite dachten, ernste Gesichter machten und sich von Keawe und Kokua zurückzogen, als von Menschen, die mit dem Teufel zu tun hätten. Anstatt Boden zu gewinnen, begannen die beiden zu finden, daß man in der Stadt ihnen auswich; die Kinder liefen schreiend vor ihnen davon — für Kokua etwas Unerträgliches — Katholiken bekreuzigten sich, wenn sie vorübergingen; und alle Menschen wichen wie auf Verabredung ihren Freundlichkeiten aus.

Da kam Niedergeschlagenheit über sie. Nach der Mühsal eines Tages saßen sie abends in ihrem neuen Hause und sprachen kein Wort miteinander, oder das Schweigen wurde dadurch gebrochen, daß Kokua plötzlich laut aufschluchzte; manchmal beteten sie miteinander; manchmal holten sie ihre Flasche hervor, stellten sie auf den Boden und saßen den ganzen Abend und sahen, wie der Schatten in der Mitte tanzte. Dann hatten sie Angst, zu Bette zu gehen. Es dauerte lange, bis Schlaf zu ihnen kam, und wenn eines von ihnen eingeschlummert war und dann aufwachte, fand es das andere, wie es stumm im Finstern weinte; oder auch, das andere war aus dem Hause geflohen und aus der Nachbarschaft der Flasche, um unter den Bananen im Gärtchen auf und ab zu gehen oder im Mondschein am Strande zu wandern.

So war es eines Nachts, als Kokua erwachte. Keawe war fort. Sie fühlte im Bett nach ihm, und sein Platz war kalt. Da befiel sie Furcht, und sie richtete sich im Bette auf. Ein bißchen Mondschein drang durch die Ritzen der Läden ein, und das Zimmer war hell, und sie konnte die Flasche auf dem Fußboden sehen. Draußen wehte ein starker Wind, die großen Bäume in der Allee rauschten und ächzten laut und die abgefallenen Blätter raschelten auf der Veranda. In all diesen Geräuschen hörte Kokua einen anderen Ton; ob er von einem Tier oder von einem Mensen ausging, konnte sie kaum sagen, aber der Ton war todestraurig und schnitt ihr in die Seele. Leise stand sie auf, öffnete die Tür ein wenig und sah hinaus auf den mondhellen Garten. Da lag Keawe unter den Bananen, den Mund in den Staub gedrückt, und wie er so lag, stöhnte er.

Kokuas erster Gedanke war, hinauszulaufen und ihn zu trösten; aber ihr zweiter Gedanke hielt sie mit Macht zurück. Keawe hatte sich vor seiner Frau wie ein tapferer Mann gehalten; es geziemte ihr nicht, in der Stunde seiner Schwachheit ihn zu beschämen. Mit diesem Gedanken ging sie in das Haus zurück.

(Schluß folgt)

---

# Zwei Hälften begegnen sich.

Skizze von Gertrud Nickel.

Frau Alice hat heute Zeit.

Ihre Augen, denen sich sonst fortwährend etwas zu behüten und zu versorgen bietet, ruhen verloren auf der kleinen blaßroten Vase zwischen dem weißblauen Geschirr des Frühstückstisches.

Ihre Ohren, deren eines sonst willig bereit, darauf zu merken, was Alices Teil an den Interessen des Mannes ist, deren anderes nicht minder beflissen, alle Fragen des Bübchens prompt aufzufangen, geben sich versunken dem leisen Klirren hin, das ihr nachlässiges Rühren verursacht.

Alice spürt es, sie kostet es, sie berauscht sich sanft daran; Ich habe heute Zeit!

Mann und Söhnchen sind auf einen Tag zu den Großeltern gefahren. Die Alleingebliebene, der Prädikate Gattin und Mutter für eines Tages Länge entkleidet, ist in einer seltsam gespannten Gelöstheit. Wohlig und ein wenig benommen, glücklich und ratlos zugleich ist sie und voll einer Sehnsucht, die sie als Mädchen in Mondscheinnächten empfand.

„Ich", denkt sie, „werde heute etwas Schönes für mich tun." Und sie ist verwundert, daß sie „Ich" heißt, wo sie sonst immer „Mutti" ist oder „Alice", „liebe Ali". — „Ob schon Radio zu hören sein wird?" denkt sie behaglich. „Irgendein interessanter Zeppelinstart oder wer weiß was Unerhörtes. — O weh —, da ist ja auf dem Lautsprecher heute kein Staub gewischt! Dort auf dem Sofa haben sich allerlei Stäubchen eingefunden, und dem Teppich sieht man es auch an, daß er heute nicht abgesaugt wurde.

Bedrückend, daß sich das laufende Band des Haushalts nicht aufhalten läßt! — Um so schlimmer, weil Augen und Sinne der Hausfrau streng auf das Bemerken von Aeußerlichkeiten eingestellt sind, wodurch der ganze Mensch verurteilt ist, im ewigen Hindernisrennen der Kleinigkeiten mit der Außenseite, der Oberfläche verhaftet zu bleiben. Immer auf der verworrenen Grenze zwischen Kultur und Zivilisation, die von einem Gestrüpp fruchtloser Aeußerlichkeiten überwuchert ist.

Alice läuft wie gehetzt aus dem Zimmer, das sie mit seiner Behaglichkeit erst so träumerisch eingesponnen hatte. Sie schließt die Tür von außen. — So, nun ist es nicht mehr da. Ist versunken und verwunschen, bis es ihr souveräner Wille wieder heraufzaubern wird. Es ist ausgestrichen von der Liste des Vorhandenen und wird erst wieder da, wird lebendig sein, wenn lebendige Menschen es benötigen.

Sie betritt für kurze Zeit das Schlafzimmer, um sich zum Ausgehen anzukleiden, verschließt dann erleichtert die Wohnungstür und eilt die Treppen hinab.

Noch hat sie Zeit! Sie geht ganz langsam. Erfüllt und durchdrungen davon.

Bald sitzt sie in dem alten Park, der einst ein Friedhof war und der mit seinen breiten, ununterbrochenen Rasenflächen nichts Ablenkendes hat. Sie sitzt in der Mittagssonne auf der alten Bank, liebkost glatte, braune Kastanienfrüchte in den Händen und rollte sie auf dem Schoße hin und her. Spielt, atmet und trinkt Sonne. Vertieft, ganz still.

Manchmal zuckt es in ihr auf: Sie könnte hinaus fahren, ganz ins Freie, wo der Herbstwind über frisch bestellte Aecker und durch bunte Bäume braust, sie könnte auch, freundliche Junggesellinnentage nachkostend, irgendwo in einem Kaffeehause die neuesten Zeitschriften durchblättern. Sie könnte zum Friseur gehen oder Moden ansehen. Sie könnte … o, die Welt gehört ihr!

Und sitzt ganz still. —

Dies und das tun kann sie irgendwie auch ein andermal. Aber Zeit haben, so richtig, — so erfüllt, umspült von Zeit sein, in ihr schwebend, — sich selbst begegnend mit allem, was sie war und ist, das kann sie nur heute. Und sie ist bereit, dieses Heute auszukosten bis zum Grunde.

Eine Kastanienfrucht fällt, gleitet an ihr nieder und enthüllt, am Boden zerplatzend, zwei dicht aneinander gedrängte, wohlgebildete Kerne. Lächelnd nimmt Alice sie auf. Zwei Möglichkeiten in einer Hülle! Beide durchaus entwicklungsfähig. Jede ein künftiger Baum.

Sie lacht hell.

„Du bist Li", bedeutet sie dem einen Kern und nimmt ihn in die eine Hand. „Und du Frau Alice." Der zweite kommt in die andere Hand.

„Was hätte aus dir werden können, Li", sagt sie nachdenklich zu dem ersten gewandt. „Du warst eine gebildete, beschlagene Korrespondentin und Buchhalterin. Du wärest bestimmt eine ansehnliche Prokuristin geworden. Und hättest du die Welt durchaus beglücken wollen, so konntest du immerhin Klavierspielerin bei einer Jazz-Band werden oder Revuegirl, auch Mannequin." Zärtlich preßt sie den Kern in ihrer Hand. „Ich kannte dich ja fast nicht mehr. Ich hatte dich und deine Welt vergessen. Mehr noch, Li, es besteht eine abgründige Kluft zwischen dir und mir."

„Nun", sagt sie und betrachtet eingehend den anderen Kastanienkern, „gnädige Frau! Sie sind würdiger, stattlicher als die verflossene Geschäftsdame, das Fräulein. Aber verzeihen Sie, — man sieht es eigentlich gar nicht. Sie können mit Bravour — den Staub vom Klavier abwischen und es mit Mop-Politur blank erhalten. Sie haben eine imponierende Initiative zum — Strümpfestopfen. Und der frisch auf die Knickerbockers gesteppte Boden neulich — erstklassig!

Gnädige Frau, Sie sind Mutter eines Sohnes, der noch so klein ist, so jung, daß Weltbewegendes unentfaltet in ihm verborgen sein kann. Bedenken Sie die hervorragenden Möglichkeiten Ihres kleinen Spezial-Weltbeglückers! Wie, Sie wollen entschweben, Frau Alice?" Die einsame Frau auf der Bank in der Sonne faßte den Kastanienkern, der ihr entschlüpfen wollte, fester.

„Zeit haben, Frau Alice, heißt Aufgeschlossensein für das Außerordentliche, Ueberraschende. Zeit haben aber ist auch Hingabe, Ausgeliefertsein allem Störenden, Quälenden und Disharmonischen. Sie sind eine reizende, patente Frau (Ich darf dies wohl sagen, weil ich Ihnen augenblicklich völlig fremd gegenüberstehe). Ihr modernen Frauen habt den unverkennbaren Vorzug, daß ihr euch in Abwesenheit eures Mannes nicht mehr kugelrund futtert. Freilich, damit ihr nicht zu unrepräsentabel ausseht, tragt ihr Seidenstrümpfchen und müßt Vor- und Nachmittagspelze mit allem Zubehör haben. Sie werden wieder unruhig, Frau Alice? Aber nicht doch! Ich weiß ja, daß Ihnen Ihre Finanzen rühmlicherweise die größte Einfachheit ermöglichen.

Aber jetzt muß ich selbst bitten, mich nun zu entschuldigen. Mutti wird erwartet. Ich spüre plötzlich, daß unser Bübchen schon Sehnsucht hat. Ach, man sollte ihn ja keine Minute von Hand und Herzen lassen. Bei dem, was eine Mutti ihrem Kinde bedeutet!"

Sie steht schnell auf und eilt davon. Sie geht und hält in jeder ihrer Hände eine ihrer zwei Hälften. —

Daheim wird ein Kinderfäustchen sie zu einer Form ballen: Mutter.

---

# Tugend der Sparsamkeit.

Skizze von Robert Klingemann.

Wenn Frau Lili etwas auf dem Herzen hatte, dann brachte sie ihren Wunsch gewöhnlich erst nach mehreren Anläufen über die Lippen. Sie war nicht etwa schüchtern und plump dabei, sondern vollbrachte es mit einer solchen Anmut und Liebenswürdigkeit, daß ihr Mann in den meisten Fällen allmählich eingefangen wurde.

Frau Lili hatte auch heute etwas auf dem Herzen. Ihr Gatte saß am Schreibtisch und seufzte über den dicken Aktenbündeln. Frau Lili saß im Lehnstuhl am Fenster und polierte sich mit einer wohlriechenden Tinktur die Fingernägel.

Der Mann hörte das Geräusch und wandte sich um: „Aber Kind, das macht man doch im Schlafzimmer."

„Ich habe stundenlang im Schlafzimmer zu tun gehabt und bin jetzt froh, daß ich hier sitze." Sie polierte tüchtig weiter. „Bei der vielen Arbeit bekomme ich meine Fingernägel überhaupt nicht mehr in Ordnung."

„Für die schwere Arbeit ist doch die Aufwartung da", wagte er zurückhaltend zu antworten.

Sie lachte hell auf. „Ach — und der schöne Teppich und die Klubsessel und die Vorhänge! Meinst du denn, ich ließe meine schönen Sachen von dem dummen Mädchen ruinieren? So lange man alles mit der Hand bearbeiten muß, will ich es lieber selber tun."

Nach einer Weile sagte Frau Lili: „Mußt du heute nachmittag noch in die Stadt? Ich ginge auch ganz gern ein wenig durch die Luft."

Es war sonderbar. Jedesmal, wenn ihr Gatte einen Spaziergang durch den Park oder Wald vorschlug, hatte sie keine Lust. Aber für einen Spaziergang durch die Stadt war sie immer zu haben. Ihr Mann kannte ihre Gründe. „Du willst dir wohl die Läden ansehen?"

„Ich will mir keine Läden ansehen, ich will nur ein wenig durch die Luft."

Diesmal hatte sie fast die Wahrheit gesagt. Sie gingen durch die belebtesten Straßen der Stadt, erledigten ihre Besorgungen und blieben vor keinem Geschäft stehen. Aber auf einmal bog Frau Lili zur Seite und zog ihren Gatten mit sich fort. „Was willst du denn nur?" fragte er.

Da zeigte sie ihm einige silberglänzende Staubsauger, die in schöner Aufmachung im Schaufenster standen und die Aufmerksamkeit der Leute erregten. „Einen Staubsauger könnten wir auch gebrauchen", sagte sie.

„Bis jetzt ist es doch so gegangen", anwortete er.

Seine Antwort mußte zu hart ausgefallen sein, denn seine Frau sagte kein Wort weiter.

Doch zu Hause am Abendbrottisch begann sie von neuem. Sie setzte ihm die Vorzüge des Staubsaugers auseinander, machte ihn darauf aufmerksam, daß sie nur den Vorteil der Möbel im Auge habe. „Aber jetzt können wir natürlich noch keinen kaufen, weil wir noch einige Rechnungen zu bezahlen haben und weil andere Anschaffungen notwendiger sind."

„Gewiß, jetzt können wir noch keinen gebrauchen", sagte er und stimmte ihr darin zu, daß später einer angeschafft werden sollte.

Am anderen Morgen band sich Frau Lili ein Tuch um den Kopf und raste mit dem Ausklopfer in dem Zimmer umher. „Verzeih", sagte sie zu ihrem Manne, der bereits wieder am Schreibtisch saß, „für einige Minuten muß ich dich leider stören." Und damit begann sie auf der Chaiselongue und den Sesseln herum zu schlagen, daß der Mann aus seiner Arbeitsruhe aufgescheucht wurde und keinen Gedanken mehr fassen konnte. Der Staub wirbelte im Zimmer umher, und die Schläge hallten wie Donner zwischen den Wänden.

„Mein Himmel, könntest du es denn nicht leiser machen?"

„Mit einem Staubsauger könnte ich es."

„Du sollst ja auch einen haben, aber doch jetzt noch nicht."

„Ich will keinen."

Er blieb stehen und sah sie erstaunt an. „Du wirst mir doch wohl gestatten, daß ich dir zum Geburtstag einen Staubsauger schenke."

Sie antwortete nichts. Die Unterhaltung war für sie erledigt. —

Am Spätnachmittag hatten sie wiederum einige Besorgungen in der Stadt zu machen. Auf dem Rückwege kamen sie an dem Geschäft vorbei, wo sie am Tage zuvor die Staubsauger bewundert hatten. Der Mann wollte irgendwelchen unerwarteten Ereignissen vorbeugen und sagte: „Du willst sie dir doch nicht noch einmal ansehen?"

„Ansehen nicht, aber ich möchte mich nach etwas erkundigen. Entschuldige einen Augenblick."

Sie ließ ihren Mann auf der Straße stehen und ging in das Geschäft. Nach wenigen Minuten kam sie wieder heraus und sagte: „Ich habe mich nach den Zahlungsbedingungen erkundigt; wir können den Staubsauger bei einer monatlichen Abzahlung von zwölf Mark und fünfzig bekommen."

„Aber du weißt doch, daß ich keinen auf Abzahlung kaufen will, sondern daß du einen zum Geburtstag bekommen sollst."

Frau Lili hatte sich die Anschaffung eines Staubsaugers in den Kopf gesetzt und ließ sich nicht davon abbringen.

Am anderen Vormittag klingelte es an der Korridortür, und der Gatte hörte, wie seine Frau eine längere Unterhaltung mit einem jüngeren Manne führte.

„Mit wem hast du denn an der Korridortür verhandelt?" fragte er, als sie wieder im Zimmer war.

„Der Vertreter eines Staubsaugergeschäfts war hier und hat mir ein Angebot gemacht."

„Und was hast du dazu gesagt?"

„Was soll ich denn gesagt haben? Du willst ja doch keinen auf Abzahlung kaufen."

„Sieh mal an. Und dazu hast du eine so lange Unterredung nötig gehabt?" —

Von nun an war von dem Staubsauger nicht wieder die Rede. Der Gatte wunderte sich darüber und hatte schon mehrmals das Wort auf der Zunge, um sich nach der Angelegenheit zu erkundigen. Frau Lili hatte in wenigen Wochen Geburtstag.

Eines Tages sagte sie: „Zu meinem Geburtstag brauchst du mir keinen Staubsauger zu schenken. Ich habe mir die Sache überlegt und möchte noch mit der Anschaffung warten."

„Ich muß mich über dich wundern, Schatz", sagte der überraschte Gatte. „Ich höre und sehe nichts mehr vom Teppichklopfen. Ich höre aber auch nichts von einem Staubsauger. Geht denn in unserer Wohnung ein Zauber vor."

„Darin sieht man eben, daß du von solchen Dingen keine Ahnung hast. Du bist nur ein Philosoph, ein Gelehrter. Ja, ja, mein lieber Mann, ich benutze auch einen Staubsauger — du hast nur noch nichts davon gemerkt."

Der Mann sah seine Frau verblüfft an.

„Wenn du Lust hast", sagte sie, „können wir ja jetzt in die Stadt gehen. Vielleicht kann ich dich mit dem Lieferanten meines Staubsaugers bekannt machen."

Frau Lili führte ihren Mann in den Laden. Der Verkäufer kam ihnen mit einer Verbeugung entgegen. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Wir haben die Absicht, einen Staubsauger zu kaufen. Können Sie mir den Apparat vorführen?"

„Gewiß, gnädige Frau. Wenn Sie es wünschen, kann er sogar zur Vorführung in Ihre Wohnung gebracht werden. Morgen vormittag um zehn Uhr etwa?"

Frau Lili war einverstanden, bedankte sich und verließ an der Seite ihres Gatten den Laden. Auf der Straße fragte er: „Ich denke, du wolltest noch mit der Anschaffung warten?"

„Das will ich auch. Aber deshalb kann ich mir doch morgen kostenlos meine Wohnung reinigen lassen. Sämtliche fünfzig Geschäfte machen es."

Der Mann fing herzhaft an zu lachen.

„Du brauchst übrigens nicht zu denken, daß ich stets einen Weg darum mache. Telephonisch geht das viel besser . . . Es tut mir nur leid, daß du morgen nichts davon siehst, weil du zu der Zeit gerade im Ministerium zu tun hast."

Nun brauchte der Mann nicht weiter zu fragen. Er wußte Bescheid.

Sie schritt lustig neben ihm her und plauderte übermütig darauf los. „Du bist mir doch wohl nicht böse, daß ich beim Reinemachen ein paar Pfennige sparen will?"

„Ich denke gar nicht daran. Aber wenn ich Geschäftsmann wäre, dann würde ich dir die Leviten lesen lassen."

„Wenn du ein Geschäftsmann wärest, würde ich auch gar nicht den Mut zu dieser Sparsamkeit aufgebracht haben. Denn ich habe es nur darum getan, weil ich dich bitten wollte, mir für das Geld ein neues Kostüm zu kaufen — hellblau mit breitem Revers." Sie sah ihn mit einem süßen Lächeln an. „Es ist die entzückende Mode in diesem Jahr."

„Wohl die Mode der Sparsamkeit", sagte er und bot ihr den Arm.



## Bunte Chronik



* **Lord Byrons Prophezeiung.** Bei einer Autogramm-Auktion in London ist ein bisher unbekannter Brief Lord Byrons aufgetaucht. Es ist ein Brief, den der Dichter aus Ravenna im Juli 1821 an Thomas Moore geschrieben hat. Lord Byron beschäftigt sich darin mit Amerika, einem Lande, das damals einigermaßen im Schatten lag. Lord Byron berichtete über den Besuch eines jungen Amerikaners Mr. Coolidge, von dem eine amerikanische Zeitung behaupten will, er sei ein Ahne des Präsidenten Coolidge gewesen. Was aber der Erklärung des englischen Byronforschers, Lord Creswell zufolge, den Tatsachen nicht entspricht. Byron schreibt in seinem Brief: „Ich bin zu den Amerikanern immer freundlich, erstens weil ich ein Volk respektiere, das ohne viele Worte mutig für seine Freiheit gekämpft hat, und zweitens, weil jedes Gespräch mit einem Amerikaner mir meine Meinung bestätigt, daß dieses Volk das Volk der Zukunft ist."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.